

Die Bibliothek als kritischer Raum

Von Papageien und Bibliotheken

Kritische Annäherungen an das schmückende Beiwort „kritisch“

Impulsreferat

Nikolaus Hamann, KRIBIBI-Seminar 06.-08.11.2009

[Vorbemerkung 1:

Mein bibliothekarisches Sein bestimmt mein Bewusstsein. Ich arbeite jetzt ziemlich genau 19 Jahre im Bibliothekswesen: Ein halbes Jahr in einer wissenschaftlichen Bibliothek, nämlich an der Akademie der bildenden Künste in Wien, den übergroßen Rest im Dienst der Büchereien Wien. Ich habe nie in der Hauptbücherei gearbeitet, aber in vier verschiedenen großen Zweigstellen, denen vor allem eines gemeinsam ist: Platzmangel. Zur Zeit arbeite ich in einer Zweigstelle ganz am östlichen Rand von Wien mit etwa 22.000 Medien, untergebracht auf ca 170 m², obwohl es nach gängigen Standards mindestens 400, wenn nicht sogar 600 m² sein müssten. Mein Referat ist also eindeutig ÖB-lastig und von meinen Erfahrungen in Zweigstellen bestimmt; andere werden andere Erfahrungen gemacht haben, und ich bitte Euch, diese in den Arbeitskreisen einzubringen, damit in der abschließenden Debatte eine möglichst umfassende kritische Darstellung des österreichischen Bibliothekswesens und unserer kritischen Möglichkeiten zu Stande kommt.]

[Vorbemerkung 2:

Wer nicht jeder Neuerung ungeschaut zujubelt, gerät leicht in den Verdacht, dem Fortschritt gegenüber nicht aufgeschlossen zu sein. Ich bin sehr für den Fortschritt und überzeugt, dass solcher den Bibliotheken überaus gut täte, behalte mir aber vor, alles was als „modern“ angepriesen wird zuerst einem kritischen Blick zu unterziehen und die im Krimi so beliebte Frage „cui bono / wem nützt es“ zu stellen. Oder zumindest zu fragen: Sind die Voraussetzungen überhaupt vorhanden? Leider zeigt sich dabei sehr oft, dass so manche Entwicklung im Bibliothekswesen in eine Richtung geht, die sich in unsere Bibliothekslandschaft noch lange nicht einfügen lassen wird, oder die nicht als Fortschritt im Sinne von mehr sozialer Gerechtigkeit, freiem Zugang zu Information für alle und größerer Chancengleichheit beurteilt werden kann.]

Einleitung

Das Wort „Kritik“ kommt aus dem Griechischen, leitet sich ab vom Verb „krínein“ (d.h. scheiden, trennen, schneiden) und bezeichnet laut Wikipedia die „Kunst der Beurteilung, des Auseinanderhaltens von Fakten, der Infragestellung“. Kritisch zu sein bedeutet also im Wortsinn noch keine Positionierung, sondern erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber der Umwelt, der Gesellschaft. Ich lege Wert darauf, meine Kritik als linke Kritik verstanden zu wissen und mich damit abzugrenzen von konservativen, die Gesellschaft von rechts kritisierenden Ideologien.

In diesem Sinne versuche ich Begriffe, Sachverhalte, Zustandsbeschreibungen aufzuschneiden wie eine Frucht und nachzuschauen, ob diese auch innen so schmackhaft ist wie außen schön. Mein Werkzeug, d.h. mein Messer beim Aufschneiden der Frucht ist meine politische Überzeugung, dass Gleichheit vor dem Gesetz nicht genügt. Wir brauchen eine Gesellschaft, die sozial und ökonomisch gerecht ist. Gerechtigkeit aber bedeutet für mich, dass alle grundlegenden Bedingungen gesellschaftlichen Seins – also auch Bildung und Kultur – zu Möglichkeiten aller werden müssen, unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Klasse bzw. Schicht, Bildungsniveau der Eltern, finanziellen Möglichkeiten etc.

Während der Sammlung meiner Ideen für das Referat ist mir immer wieder aufgefallen, wie perfekt unsere moderne Gesellschaft in der Lage ist, Kritik aufzunehmen, zu inhalieren und zur eigenen Kräftigung zu verwenden. In der Informationsgesellschaft sind die entscheidenden Nützlichkeitskriterien der Werktätigen nicht mehr (wie noch in der Industriegesellschaft) Effizienz oder Produktivität, sondern Flexibilität, Mobilität und Anpassungsfähigkeit – deshalb die an alle gerichtete Forderung nach lebenslanger Lernbereitschaft. Auf diese Art sind kritische Leitwerte der 68er-Bewegung wie Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Kreativität ohne große Friktionen zu Anforderungen an das heutige „Humankapital“ mutiert. Wie immer passiert dieser Prozess in Österreich mit einiger Verspätung, aber auch hierzulande kommt jetzt sogar die ÖVP schon drauf, dass die starre Zuteilung von Bildungschancen parallel zu Schichtzugehörigkeiten der neuen Zielbeschreibung der Individuen als „unternehmerisches Selbst“ oder „Ich-AG“ widerspricht. Deutliches Beispiel dafür ist die – wenn auch zögerliche – Zustimmung der Konservativen zur „Neuen Mittelschule“, also einer gemeinsamen Schule der 10- bis 14-Jährigen (die so gemeinsam noch nicht ist, weil sich ja bis dato kaum Gymnasien an diesem Schulversuch beteiligen).

Im Zusammenhang mit Bibliotheken verstehe ich den Begriff „kritisch“ in vierfacher Weise: Es geht um kritische Medien in den Bibliotheken, um kritische BibliothekarInnen, um den kritischen, d.h. gefährdeten Zustand des Bibliothekswesens in dem Sinn, wie man sagt, jemand sei in einem kritischen Zustand, wenn sein Leben sich sowohl in Richtung Gesundheit als auch zum Tode hin entwickeln könne, und um kritisch in der Bedeutung von gefährlich weil verunsichernd. Mit diesen vier Zuschreibungen möchte ich einen „kritischen Raum“ abstecken **[Abb.]**, in den hinein ich stichwortartig meine Überlegungen und Anregungen für die Diskussion platzieren werde. Dazu möchte ich jedem der vier Eckpunkte eine Eigenschaft des Papageis zuordnen:

- Papageien sind gelehrige Tiere; sie können gut nachplappern, was man ihnen oft genug vorsagt, aber eigene Gedanken nicht formulieren. Damit Menschen nicht nur nachplappern müssen, brauchen sie kritische Medien, und es ist Aufgabe der Bibliotheken, diese zur Verfügung zu stellen.
- Papageien sind auch wachsame Vögel, man sagt ihnen nach, vor Gefahren warnen zu können. Kritischen BibliothekarInnen fällt meines Erachtens besonders die Aufgabe zu, auf für das Bibliothekswesen gefährliche Entwicklungen zu achten und lautstark Aufmerksamkeit zu erregen.
- Für die Haltung von Papageien müssen bestimmte Mindestanforderungen eingehalten werden, damit sie gesund bleiben und sich vermehren können. Auch Bibliotheken brauchen ein bildungsfreundliches Umfeld mit entsprechender, auch finanziell ausreichender Zuwendung, um ihren gesellschaftlichen Aufgaben nachkommen zu können.
- Käfige sind für Papageien kein natürlicher Lebensraum, Bibliotheken auch nicht – für Menschen (und hier vor allem für männliche Menschen). Jedenfalls sehen das jene geschätzt 85% der österreichischen Bevölkerung so, die nicht eingeschriebene Mitglieder einer öffentlichen Bücherei sind oder andere Bibliotheken nutzen. Oder, um es anhand einer Studie von Margit Böck aus dem Jahr 1998 etwas freundlicher darzustellen: jene 79,2% der befragten Personen, die in den letzten 12 Monaten vor dem Befragungszeitpunkt keine Bibliothek besucht haben.

Während die ersten drei Punkte ziemlich klar sind – kritische Medien, kritische BibliothekarInnen, die Bibliotheken als in ihrem Wesen und Bestand gefährdete Einrichtungen, muss ich beim letzten Punkt ein bisschen ausholen. Warum bezeichne ich Bibliotheken als „gefährliche Orte“? Nun, ich glaube, Bibliotheken können das Selbstwertgefühl von Personen ziemlich beeinträchtigen, die nicht nach allgemeinem Verständnis „gebildet“ sind. Bibliotheken sind viele hundert Jahre lang von gebildeten Menschen ersonnen und geplant worden, bibliothekarisches Wissen ist zur Bibliothekswissenschaft aufgestiegen. Das System der Bibliothek, also ihre innere Ordnung, ist daher ein System von Gebildeten, die der Bibliothek inhärenten Kategorien wurden immer weiter verfeinert bis hin zur völlig abstrakten Dezimalklassifikation von Dewey. Bibliotheken sind also – wie die Schulen – eine Mittelschicht-Einrichtung. Und so wie in den Schulen sogenannte „Offene Lernformen“ nachweislich vor allem Mittelschichtkindern zu Gute kommen, so hat die Freihandaufstellung der Medien in Bibliotheken die Benützung für weniger in abstrakten Kategorien Denkende eher erschwert. Dazu ein kleines Gedankenexperiment: In einem Baumarkt finde ich alles, was ich für den Garten brauche, in einer Abteilung vereint – von den Pflanzen über den Rasenmäher, den Gartenschlauch bis zum Wühlmausgitter. In der Bücherei steht nicht alles, was ich z.B. für den Urlaub suche, an einem Ort: Neben den Reiseführern die Bücher über die Tiere des Meeres, der Sprachkurs auf CD-ROM, die Geschichte Italiens und die Einführung ins Windsurfen. Ich brauche Bildung um zu wissen, dass die Tiere des Meeres in der Abteilung Zoologie, der Sprachkurs bei der Linguistik, die Geschichte Italiens in der historischen Abteilung und das Surfbuch beim Sport zu finden ist. Oder ich brauche Selbstbewusstsein, um mich fragen zu trauen. Bei wenig Gebildeten ist oft beides nicht im Überfluss vorhanden, daher fühlen sich viele vom System Bibliothek überfordert und betreten sie gleich gar nicht.

Als BibliothekarInnen kommen wir mit diesen Menschen kaum in Kontakt, weil sie die Bücherei eben gar nicht erst aufsuchen. Aber ich merke oft bei Büchereieinführungen für Schulklassen, dass auch nach umfassender Erklärung der Bücherei immer einige Kinder mit unseren Medien überhaupt nichts anfangen können. Sie haben sichtlich nie lernen können, aus dem abstrakten Medium Buch Informationen zu destillieren. Und sie werden das wahrscheinlich aus dem noch abstrakteren Medium Internet auch nur schwer lernen. Der – formal – freie Zugang zu Information nützt ihnen also rein gar nichts. Auch hier finden, denke ich, kritische BibliothekarInnen ein weites Betätigungsfeld, die Bibliotheken auch Nicht-Nutzer-gerechter zu gestalten.

Ein Arbeitskreis könnte sich dem zuletzt geschilderten Problemfeld widmen, die drei anderen eben den Themen „kritische Medien“, „kritisch-bewusste Bibliotheksarbeit“ und die Positionierung von Büchereien und Bibliotheken in „kritischen Zeiten“. Doch nun endlich zu meinen Stichworten:

Stichwort Klassengesellschaft:

Jahrzehntelang negiert, als nicht zutreffend für unsere demokratische Gesellschaft abgetan, durch diverse Modelle sozialer Schichtzugehörigkeiten ersetzt, verschleiert durch eigentlich beleidigende Zuschreibungen wie „der kleine Mann von der Straße“ oder „die einfachen Leute“ ... aber jetzt spricht man wieder von Klassen. Zwar nicht unbedingt gerade über die Klassen derjenigen, die davon leben, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, und derer, die sich den Mehrwert der solcherart erzeugten Produkte und erbrachten Dienstleistungen aneignen, so Kapital akkumulieren und damit die Verfügungsmacht über die Produktionsmittel (zu denen neben Rohstoffen, Kapital und Arbeit auch Wissen hinzugekommen ist) erlangen. Aber das Vorhandensein einer Zwei-Klassen-Gesellschaft wird postuliert, wenn der akademische Mittelbau an den Universitäten (also AssistentInnen und ao. ProfessorInnen) beklagt, alle Macht läge bei den der Kurie angehörenden ProfessorInnen. Auch bei Obdachlosen berichtete der ORF schon einmal von der Klasse der – einheimischen – Unbehausten, die wenigstens durch vorweihnachtlich gestimmte Mildtätigkeit so viele Kekse bekommen, dass sie bis Ostern davon leben können, und den ausländischen Wohnungslosen, um die sich gar niemand kümmert. Zwei Klassen entstehen aktuell im Bereich der universitären Bildung: Die Elite-Uni in Gugging einerseits und der Rest der Universitäten, die mit weniger Geld und Renommee das Auslangen finden müssen. Das Vorhandensein von zwei Klassen beklagen lautstark auch die Internet-Anbieter, die nach den Menschen in urbanen Ballungsgebieten jetzt auch jenen in Randlagen und auf dem Lande Breitbandangebote verkaufen wollen, dies aber auf Grund mangelnder Infrastruktur noch nicht können. Und damit kommen wir schon in heimatische Gefilde, nämlich in den Bereich der Informationsgesellschaft. Den Riss zwischen „information rich“ und „information poor“, den „digital divide“ zwischen „usern“ und „losern“ haben wir hierorts bereits ausführlich behandelt. Zunehmend kommt es mir allerdings vor, als etablierten sich auch im Bereich der Öffentlichen Bibliotheken zwei Klassen, nämlich die großen, neuen, mit allen Möglichkeiten ausgestatteten zentralen Büchertempel in Wien, Linz und Salzburg, und die vielen kleinen, teils winzig kleinen, oft ehrenamtlich geführten Büchereien, die schon froh sein müssen, wenn sie sich eine halbwegs vernünftige Bestandserneuerung leisten und eventuell einen Internet-OPAC in den beengenden Räumen unterbringen können.

1.511 öffentliche Bibliotheken (nicht enthalten sind reine Schulbibliotheken) gibt es laut BVÖ-Statistik 2008 in Österreich mit einem Gesamt-Medienbestand von knapp 10 Mio. Einheiten; der durchschnittliche Medienbestand von Büchereien in kommunaler Trägerschaft beträgt knapp 8.600 Einheiten (in Büchereien mit kooperativen Trägern sind es 5.700 Einheiten, bei kirchlichen Büchereien gar nur 4.000 Medien). Wenn man vom Gesamt-Medienbestand die Bestände der großen zentralen Hauptbüchereien (Wien: ca. 360.000 Medien, Linz: ca.213.000 Medien, Salzburg: ca. 143.000 Medien) und der jeweiligen Zweigstellen (ganz Wien: ca. 1,5 Mio Medien) sowie der Stadtbüchereien der anderen Landeshauptstädte mit je durchschnittlich 36.000 Einheiten wegzählt, bekommt man einen Eindruck davon, wie ungleich der Zugang zu Information geworden bzw. geblieben ist.

Stichwort Wissensgesellschaft:

„Wissen ist Macht! Wohl ist das ein wahres Wort. Wissen ist Macht, Wissen gibt Macht, und weil es Macht gibt, haben die Wissenden und Mächtigen von jeher das Wissen als ihr Kasten-, ihr Standes-, ihr Klassen-Monopol zu bewahren, und den Nichtwissenden, Ohnmächtigen – von jeher die Masse des Volkes – vorzuenthalten gesucht.“ Dies ist ein Zitat aus der Festrede von Wilhelm Liebknecht, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiter-Bildungs-Vereins im Februar 1872.

„Wissen ist Macht“ wurde – in Umkehrung des ursprünglichen Sinnes! – zur Parole vor allem der sozialdemokratischen Arbeiterbildungsaktivitäten. Dabei vergaßen sie die Mahnung Liebknechts, dass die „Masse des Volkes“ eben gerade nicht „durch Bildung zur Freiheit“ kommen würde. „Das ist die falsche Losung, die Losung der falschen Freunde!“, meint Liebknecht. Erst die Erlangung der völligen Freiheit von den Fesseln der Klassengesellschaft werde allen Menschen die gleichen Bildungsmöglichkeiten verschaffen. Und in der Tat: Alle Studien weisen darauf hin, dass das erreichbare Maß an Bildung – zwar nicht für jeden einzelnen, aber im soziologischen Gesamtbefund – nach wie vor direkt korreliert mit sozialer Herkunft, finanzieller Potenz und dem Bildungsniveau der Eltern.

Nun hat zwar die technologische Entwicklung der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts hin zu unserer „Informations- oder Wissensgesellschaft“ ein höheres Bildungsniveau auch der „Masse des Volkes“ erfordert, aber die grundsätzliche Ungleichheit im Bildungssystem ist alles andere als überwunden. Stattgefunden hat hingegen ein Verdrängungsprozess: Wo früher als Qualifikation der Abschluss einer Handelsschule oder einer Handelsakademie genügte, sitzt heute ein/eine WirtschaftsakademikerIn. War früher eine Matura ausreichend, muss es heute schon ein Universitäts- oder Fachhochschuldiplom sein. Konkret zu sehen bei den Büchereien Wien, wo es noch nie so viele AkademikerInnen gab wie heute, aber sie besetzen in der großen Masse B-Posten ohne Aussicht auf Aufstieg. Und Menschen ohne Matura werden gleich gar nicht mehr aufgenommen (außer als Lehrlinge für den relativ neuen Beruf des/der Archiv-, Bibliotheks- und Informations-AssistentIn).

„Wissen ist Macht“ – das war 19. Jhdt. Im 21. Jhdt. liest man auf großflächigen Plakaten: „Wissen ist Arbeitsplatz“. So bewirbt – als abgespeckte Variante des ursprünglichen Slogans – das WiFi seine Kurse. Weit ist es gekommen mit dem emanzipatorischen Anspruch!

Stichwort Lernort Bibliothek:

„Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Nicht mehr die Gemeinschaft ist (mit-) verantwortlich für das Ergebnis am Ende eines Lebens, jede/jeder einzelne soll, mehr oder weniger auf sich selbst gestellt, für seine/ihre „Karriere“ Verantwortung übernehmen; „Individualisierung der Bildung“ nennt sich das im „Jargon“. Und weil die Halbwertszeit des Wissens immer geringer wird, muss man/frau halt schauen, wo er/sie sich seine/ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten zusammenkratzt. Pardon: Dazu sagt man „selbstgesteuertes und lebensbegleitendes Lernen“.

Damit kein Missverständnis entsteht: Natürlich ist es für ein sinnvolles Leben wichtig, stets für Neues offen zu sein und sich noch nicht Gewusstes anzueignen. Doch es macht einen Unterschied, ob ich freiwillig das lerne, was mir Spaß macht, oder ob ich in meiner Freizeit und um eigenes Geld Wissen erwerben muss, das ich nur dazu brauche, um im Betrieb gewinnmaximierend zu „funktionieren“.

Nun waren und sind wissenschaftliche Bibliotheken mit ihren Lesesälen natürlich immer schon Lernorte. Öffentliche Bibliotheken waren in ihrer (Teil-)Funktion als Bildungseinrichtung eher darauf beschränkt, das Lernen ermöglichende und anregende Literatur zum Mit-nach-Hause-Nehmen zur Verfügung zu stellen. Zunehmend kommt aber auch auf die Öffentlichen Bibliotheken – neben vielen anderen angedachten Neuerungen – die Forderung zu, für das Lernen in den Räumlichkeiten der Bücherei Ressourcen zu Verfügung zu stellen, um ihren Bestand und ihre Berechtigung abzusichern. Abgesehen davon, dass es noch nicht gesichertes Wissen ist, ob dies allen Öffentlichen Büchereien wirklich etwas bringen wird – wie soll ein solcher Lernort ausschauen? Und wie ist z.B. die Bewerbung der Wiener Hauptbücherei als neuer Lernort zu bewerten, wenn gleichzeitig wirkliche Lernorte, nämlich die Lehrlingsbüchereien an den Berufsschulen, aufgelassen werden? Wie soll ich es verstehen, wenn gerade einmal ein Jahr, nachdem die Gemeinde Wien ihre letzte Spitalsbücherei zugesperrt hat, ein von einem – notabene privaten! – Consulting-Unternehmen initiiertes und betriebenes „Projekt eHospital“, also Weiterbildung durch e-learning im Spital, einen europäischen „Preis für lebenslanges Lernen“ erhält. Bei solchen Informationen taucht in meinem Hinterkopf immer wieder die Frage auf: Geht es wirklich um die Menschen und ihre Bedürfnisse, oder nicht eher darum, aus allem ein Geschäft und mit allem Gewinn machen zu können?

Hier eine kleine Abweichung zum Neben-Stichwort „Sponsoring“: Noch niemand hat mir erklären können, warum die Unterstützung für eine Bibliothek für ein Privatunternehmen werbewirksam sein soll, aber die öffentliche Hand dem Steuerzahler die Kosten für z.B. einen neuen Bücherbus (ja, auch die gibt es in Wien nicht mehr!) anscheinend nicht mehr zumuten kann.

„Hohe Räume fördern freies Denken“, habe ich im Zusammenhang mit Lernorten gelesen, „variable und verschiebbare Regale und Möblierung“ wären von Vorteil, ebenso ein „extra Raum für gemeinschaftliche Projektarbeiten oder Konferenzen“, ein „angrenzender Park für Diskussionsspaziergänge“ wäre anregend. Dass „moderne Medientechnik wie PCs, Internetzugang, Beamer und DVD-Player“ vorhanden sein müssen, versteht sich von selbst, „Steckdosen für Laptops“ sind mindestens genau so wichtig wie „saubere Toiletten“, und das Essen und Trinken muss selbstverständlich möglich und erlaubt sein, schließlich lernen wir „mit allen Sinnen“. Die – potenziellen – LernerInnen müssen durch „flexible Änderungsmöglichkeiten der Raumgestaltung“ den Raum „in Besitz nehmen dürfen und können“ (das sind alles wörtliche Zitate aus einem Strategiepapier der Stadtbibliothek Ratingen in Nordrhein-Westfalen, einer Stadt mit ca. 100.000 Einwohnern, und das ist bitte in Deutschland und nicht auf dem Mars!).

Ich geb' ja zu, das klingt jetzt alles sehr polemisch, aber allein wenn ich an die Möglichkeiten z.B. meiner Bücherei denke, wird mir dabei ganz schwindlig. Der „Büchereiverband Österreichs / BVÖ“ hat mir eine Aufstellung gemacht über die Größen von öffentlichen Büchereien in Österreich. Demnach haben 46% der Büchereien eine Fläche von weniger als 50 m², weitere 36% haben zwischen 50 und 100 m². Allein daran kann man erkennen, wie viele – oder eher: wie wenige! – öffentliche Büchereien sich als Lernorte profilieren können werden.

Ich zitiere noch einmal: „Häuser und Räume der Erwachsenenbildung schulden gewissermaßen ihren Nutzern, transparent anstatt undurchschaubar zu sein, eine Leichtigkeit aufzuweisen statt eine Schwere der Konstruktion“ usw. usf. Damit komme ich zum nächsten Punkt: Schulden wir unseren NutzerInnen etwas?

Stichwort Kundenorientierung:

„Wer zahlt, schafft an“, „Der Kunde ist König“ – zwei allseits bekannte Aussprüche. Im Zuge der Reform der öffentlichen Verwaltungen im Sinne neoliberaler Denkweisen ist es üblich geworden, von den früher als „Antragsteller“, „Abgaben-, Melde- oder Schulpflichtige“, „Patienten“ oder eben „Benutzer öffentlicher Bibliotheken“ bezeichneten Personen als „Kunden und Kundinnen“ zu sprechen. Aber welcher Vorteil springt bei einer solchen Denkweise für Leserinnen und Leser heraus? KundInnen haben Anspruch auf das, was sie bezahlen, BürgerInnen aber haben Anspruch auf Wahrung ihrer Grundrechte, z.B. das auf Bildung und freien Zugang zu Informationen. Die Verwandlung des Benutzers/der Benutzerin in einen Kunden/eine Kundin sei „die Wiedererrichtung der Monarchie mit bürgerlichen Mitteln“, schrieb Klaus Döhmer von der Universitätsbibliothek Dortmund in der Broschüre „Bürgerrechte und Bibliotheken“ unseres deutschen Schwester-Arbeitskreises AKRIBIE.

BenutzerInnen in ihrer Eigenschaft als BürgerInnen sind also in Wahrheit viel mächtiger als KundInnen, die ein Angebot nur ausschlagen oder annehmen können und dann den „Marktpreis“ dafür zahlen müssen. Aber wenn schon ein Begriff aus der neoliberalen Ökonomie her muss: Warum sprechen wir nicht von „share-holdern“ des Staates, was ja sowohl BibliotheksbenutzerInnen als auch in Bibliotheken Beschäftigte sind, zudem mit dem gemeinsamen Interesse ausgestattet, von den in Frage stehenden Einrichtungen – den Bibliotheken und Büchereien – den größtmöglichen „shareholder value“, also den besten Nutzen zu lukrieren?

Stichwort Kennzahlen:

Ausfluss der neoliberalen Denkweise ist ebenfalls, dass alle Produkte und Dienstleistungen einer öffentlichen Einrichtung in kleinste Einheiten zerlegt und einer betriebswirtschaftlichen Bewertung unterzogen werden müssen. Nun ist die Erhebung von Kennzahlen, also die Erstellung von möglichst differenzierenden Statistiken, sicherlich gut und vernünftig, um eigene Problembereiche aufspüren und Verbesserungen durchführen zu können. Dabei hilft auch durchaus der Vergleich mit anderen, ähnlich gearteten Büchereien. Problematisch werden Kennzahlen für mich dann, wenn durch den – u.U. vom Träger aufgenötigten – Versuch, die eigene Position im „Ranking“ zu verbessern, wichtige, aber vielleicht nicht so entlehnrächtige Angebote zu Gunsten von Bestsellern, DVDs etc. vernachlässigt werden.

Fraglich ist allerdings überhaupt, ob die Reihung von Bildungseinrichtungen mit aus der Betriebswirtschaftslehre entlehnten Rezepten sinnvoll ist. Im Bereich der Universitäten, die vielfach auch dem Ranking-Wahn aufsaßen, zeichnet sich bereits eine Umkehr ab: Immer mehr – auch österreichische – Unis und Fachhochschulen stellen ihre Zahlen nicht mehr dem von der Firma Bertelsmann gegründeten „Centrum für Hochschulentwicklung / CHE“ zur Verfügung. Neben vielen anderen Gründen führt z.B. die Universität Siegen ins Treffen: „Ständiges Messen, Testen, Ranken im Bildungswesen führt dazu, dass ‚gute Messergebnisse‘ als Handlungsziel von Bildungsinstitutionen überbewertet werden. Das ist alles andere als funktional. Es gibt aber dem rankenden Privatunternehmen die Möglichkeit, das öffentliche Bildungswesen faktisch zu steuern und es demokratischer Kontrolle zu entziehen ... Dass wir den Vergleich mit anderen Hochschulen nicht scheuen, versteht sich. Wir entscheiden uns in keiner Weise gegen den Wettbewerb, vielmehr gegen den wachsenden Einfluss der Firma Bertelsmann und anderer Wirtschaftsverbände auf die Bewertung von Forschung und Lehre.“

Stichwort Bertelsmann:

„Mehr privat, weniger Staat“ ist das Motto der Bertelsmann Stiftung. Und so ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass unser Ex-Bundeskanzler Schüssel – dessen schwarz-blauer bzw. schwarz-orangefarbener Regierung wir einige schmerzhaft Einschnitte bei der staatlichen Versorgung (siehe Pensionsreform, siehe Studiengebühren) verdanken – im Kuratorium dieser Stiftung sitzt.

Allein über die Aktivitäten der Firma Bertelsmann und der von ihr 1977 gegründeten, als gemeinnützig anerkannten Stiftung in allen nur möglichen Gesellschaftsbereichen (Gesundheit, Pensionssystem, Arbeitsmarkt, Bildungsbereich...) könnte man einen ganzen Tag lang berichten. Erstaunlich ist, dass sich die Bertelsmann-Stiftung überhaupt in so niedrigen Gefilden wie dem bibliothekarischen tummelt, versteht sie sich doch als global agierender Think-Tank, durchaus willens, dem (auch nicht mehr ganz) neuen US-Präsidenten Obama einen außenpolitischen Forderungskatalog vorzulegen oder zu verlangen, die EU sei zu einer militärischen Supermacht aufzurüsten, deren Streitkräfte fähig und bereit sein sollen, an jedem beliebigen Punkt der Erde, auch „präventiv“, europäische Interessen durchzusetzen.

Ziele der Bertelsmann-Stiftung (deren Gründer Reinhard Mohn auf der Web-Seite als Berufsbezeichnung „Philanthrop“ angibt) sind laut eigener Darstellung: „Menschen fördern, Gesellschaft stärken, Systeme weiter entwickeln“. Die schier zahllosen Texte, die sich kritisch mit dem Wirken der Stiftung auseinandersetzen, sehen das eigentliche Ziel allerdings darin, die öffentliche Verwaltung und deren Institutionen so weit wie möglich zu privatisieren und miteinander konkurrieren zu lassen. Die Gesellschaft soll wie ein Unternehmen geführt, der Staat mehr und mehr abgebaut werden. Im Bibliotheksbereich dient dazu neben Ausgliederungsvorschlägen an Kommunen der „Bibliotheksindex / BIX“, durch den mit Instrumenten wie „benchmarking“ die Bibliotheken in beinhaltenen Wettbewerb gejagt werden, um mit dem – vielleicht – guten Ergebnis Öffentlichkeitsarbeit betreiben zu können.

Dem Strategiepapier „21 gute Gründe für gute Bibliotheken“ der Bertelsmann-Stiftung und des Dachverbandes „Bibliothek und Information Deutschland / BID“ aus dem Jahr 2008 wurden 3 Beilagen angefügt:

- Leistungs- und Qualitätsstandards für Öffentliche Bibliotheken
- Leistungs- und Qualitätsstandards für Hochschulbibliotheken
- Musterbibliotheksgesetz nebst Einführungsmöglichkeit

Damit soll „das deutsche Bibliothekswesen effizienter und wettbewerbsfähiger werden“ und „ein tragfähiges und unverzichtbares Glied in der Wertschöpfungskette der Wissensgesellschaft“. Im Mittelpunkt der Vorschläge steht dabei das Konzept einer „Bibliotheks-Entwicklungs-Agentur“ zur länderübergreifenden Koordination und Unterstützung der Bibliotheken.

Sowohl die Forderung nach Bibliotheksgesetzen als auch die Einrichtung einer Entwicklungs-Agentur für Bibliotheken sind natürlich ganz im Interesse auch kritischer BibliothekarInnen. Trotzdem frage ich mich: Wozu musste vor wenigen Jahren das „Deutsche Bibliotheksinstitut“ zerschlagen werden, wenn es sichtlich doch einer zentralen Förderungseinrichtung bedarf, und wieso muss das eine private Stiftung machen? Und dient die Forderung nach Gesetzen – die sich ja nicht ganz logisch in ein Konzept von „weniger Staat“ einfügt – nicht vielmehr der Absicht, den maßgeblichen Einfluss des größten europäischen Medienkonzerns via vorgelagerter Stiftung auch noch rechtlich absichern zu lassen?

Doch das ist beileibe nicht alles, was Bertelsmann für's Bibliothekswesen tut. 139 Eintragungen allein zum Thema Bibliotheken verzeichnet die Liste der herunterladbaren Texte der Bertelsmann-Stiftung, darunter sicher auch eine große Menge vernünftiger und brauchbarer Anregungen (z.B. wie man frühere NutzerInnen wieder zu einem Bibliotheksbesuch animieren kann); trotzdem bleibt der Hauptkritikpunkt bestehen, dass durch den zunehmenden Einfluss privater Consulting-Agenturen (auch das Personalberatungsunternehmen McKinsey z.B. engagiert sich im Bildungsbereich) auf nationale wie internationale Politik und durch Übernahme von früher der Politik vorbehaltener Entscheidungsmacht die

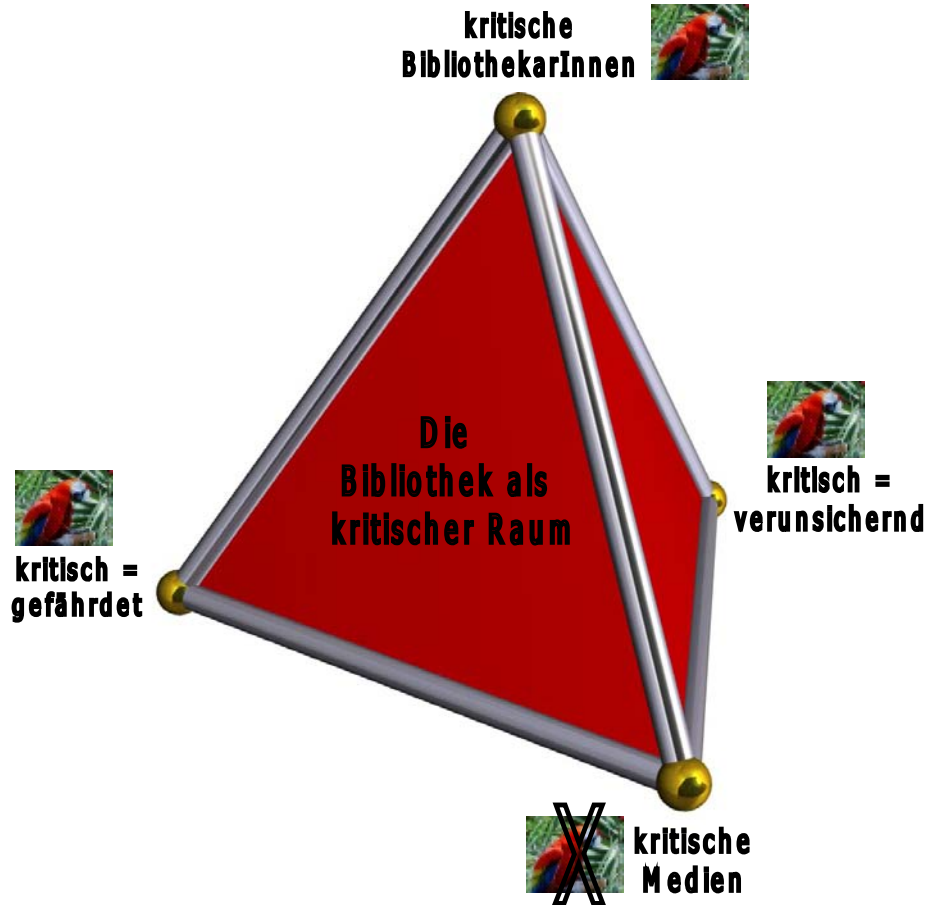
Wirksamkeit einer demokratischen Kontrolle durch die Öffentlichkeit und die Legitimationspflicht politischer Institutionen abnehmen.

So weit mein Impuls. Stichworte hätte es noch jede Menge gegeben, aber ich bin hoffnungsfroh, dass aus den Diskussionen in den Arbeitsgruppen und im abschließenden Plenum noch zahlreiche Ideen und Vorschläge zu unserem Seminarthema „Die Bibliothek als kritischer Raum“ kommen werden.

Arbeitsgruppen wären jetzt zu folgenden Themenstellungen möglich:

- Wie können wir dafür sorgen, dass kritische Medien in unseren Bibliotheken Platz finden, und was sind überhaupt kritische Medien? (Dazu eine Anregung: Können die modernen Kommunikationsmittel – z.B. unsere Mailingliste – genutzt werden, um uns gegenseitig auf kritische Medien aufmerksam zu machen?) **[Moderation: Jana Sommeregger]**
- Was bedeutet es, kritische/r BibliothekarIn zu sein, und welche Einflussmöglichkeiten auf die Entwicklung des Bibliothekssystems haben wir? **[Moderation: Heimo Gruber]**
- Wie gefährdet ist das österreichische Bibliothekswesen durch die ökonomische Krise und dadurch geringer werdende öffentliche Unterstützung des Bildungswesens, aber auch durch die Umformung der Informationslandschaft und die Digitalisierung des Wissens? **[Moderation: Christian Jahl]**
- Welche Möglichkeiten gibt es, jene mehr als 80% der ÖsterreicherInnen, die Bibliotheken offensichtlich nicht als „natürlichen Lebensraum“ sehen, mit unseren – schon vorhandenen und allenfalls neuen – Angeboten zu erreichen? **[Moderation: Birgit Kramreither]**

Abb.



ursprüngliche Graphik entlehnt von: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Tetrahedron.png>

bzw.: <http://t1.gstatic.com/images?q=tbn:EvdRf4qRqiNiOM:http://www.12see.de/userdaten/000041/71/bilder/papagei.jpg>